

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 184. Bromberg, den 13. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.
Von **Ludwig Thoma.**

5. Fortsetzung.) ———

Viertes Kapitel.

Zweimal ging Natterer in die Ertlmühle, ohne Konrad treffen zu können. Es war sonderbar, wie gleichgültig sich der junge Mensch gegen die wichtige Sache verhielt.

Auch die Eltern zeigten nicht den rechten Eifer.

Das erstemal lief er sich warm und erzählte der Ertlmüllerin keuchend, daß er dem Sohne die allerwichtigste Mitteilung machen müsse, von der sehr viel abhinge für seine künftige Laufbahn.

Frau Margarete sagte lächelnd, große Worte und Federn gingen viel auf ein Pfund, und er solle erst richtig ausschnaufen.

Dann kam der Ertlmüller und hörte Natterer mit Ruhe an und meinte, der Herr Natterer solle ihm das Nähere mitteilen, er werde es dann gelegentlich seinem Konrad ausrichten.

So viel Wasser auf sein Feuer gab einen beizenden Rauch, und der Kaufmann erwiderte, das lasse sich nicht wie eine Botschaft bestellen, das müsse er mit Konrad selbst besprechen.

Den ganzen Vormittag wartete Natterer auf den jungen Menschen. Er durfte doch annehmen, daß er gleich zu dem geschätzten Auftraggeber eilen und daß er sich umtun werde.

Konrad kam aber nicht.

No ja! Künstler sind amal keine G'schäftsleut. Sie leben in den Tag hinein wie die Spatzen; man muß ihnen den eigenen Vorteil aufzwingen.

Nach dem Essen machte sich Natterer wieder auf den Weg zur Ertlmühle. Diesmal ohne Hast, gravitätisch, ein wenig beleidigt oder sonderbar berührt von den Sorglosigkeiten der Ertlmüllerischen.

„Gut'n Tag, Frau Oßwald!“ sagte er in gedehntem Tone. „Also was is jetzt?“

„Grüß Gott, Herr Natterer! Was meinen S'?“

„Wo Ihr Herr Sohn is?“

„Der Kunrad? Ja, du lieber Gott, wo werd der sei? Im Wald drauß mit sein Malkast'n . . .“

„Hm! Das is ja sehr schön, daß er so fleißig is, aber . . . Frau Oßwald, hamm Sie ihm eigentlich g'sagt, daß i was Wichtiges mit ihm reden muß?“

„Jessas na! Da hab i ganz vergess'n. Aber vielleicht hat's ihm mei Martin ausg'richt'. Lassen S' Ihnen nur Zeit, er kommt scho amal . . .“

„Zeit?“ fragte Natterer. „Ja, ich hab Ihnen doch g'sagt, daß die Sach äußerst pressant is. Net für mich, sondern für'n Herrn Konrad. Mir kann's am End gleich sei, aber i mein', wenn i zweimal extra runter lauf . . .“

Frau Margaret rief zur Mühle hinüber: „Martin!“

Der Ertlmüller stand unterm Tor und schaute einem Tauberer zu, der sich verliebt im Kreise drehte.

„I komm glei,“ rief er zurück, beeilte sich aber nicht, sondern ging gemächlich auf die beiden zu. Unterwegs blieb er gar noch stehen und drehte sich nach dem Tauberer um.

„Du Martin,“ sagte Frau Margaret, „der Herr Natterer fragt, ob du unserm Konrad nix g'sagt hast, weil die Sach pressiert?“

„Ja . . . I weiß net, hab i 's ihm scho g'sagt oder net . . .“

„Jetzt weiß i aber wirklich nimmer, was i sag'n soll,“ fiel Natterer ein. „I hab's do dringend g'nug g'macht, und d' Frau meint, es pressiert net, und Sie tun net dergleich'n . . . Ja, meine lieb'n Leut, nehmen S' ma's net übel, aber ich hab mei Zeit doch auch net g'stohl'n, und i ko net jed'n Tag in d' Ertlmühl runterlauf'n vom G'schäft weg . . .“

„Der Konrad kommt scho amal nauf,“ sagte Martin gelassen.

„So? Amal? No ja . . . da muß i scho sag'n . . .“

Natterer sagte nichts mehr, denn er war ernstlich aufgebracht.

Er schüttelte den Kopf und grüßte und ging.

Daheim verlangte er von seiner Frau, sie solle ihm das Benehmen der Ertlmüllerischen erklären.

Wally meinte, der alte Oßwald sei immer so . . .

Aber das ließ Natterer nicht gelten.

„Entweder die Leut hamm kein Verständnis für de Sach, oder sie leg'n überhaupts koan Wert drauf. Schön! Von mir aus. Jetzt kenn i koa Rücksicht nimmer und übergib die Sach einfach an andern.“

„Karl! Schau, ma muß doch mit de Leut leb'n . . .“

„Nix! Aus is . . .“ Natterer strich mit der Hand über die Ladenbuddel . . . „Jawohl, ma müßt eigentli mit die Leut leb'n, aber diese Rücksicht'n gengan bloß bis zu einem gewissen Grad. Und jetzt tua ma den G'falln und red nimmer davo!“

Er war ein gefälliger Mensch und mit kaufmännischer Höflichkeit gefüllt, aber er blieb bei seinem Entschlusse, einen andern Maler zu protegieren. und er versteifte sich noch mehr darauf, weil Konrad auch während der nächsten Tage nicht kam. Das bedrückte ihn, und dazu kam die schwierige Frage, wohin er sich denn wenden solle.

Er ging mit finsterem Gesicht im Hause herum, und sein erfinderischer Geist zeigte ihm keinen Ausweg.

„Jessas, Karl! Jetzt fallt mir was ein . . .“ rief die Frau Wally beim Mittagessen, und sie war so ergriffen von ihrer Eingebung, daß sie den Löffel im Mund behielt.

„Was fallt dir ei?“

„Du . . . is net unsa Summafrischla a Kunstprofessor? Der woaß do g'wiß solchene Maler, dena wo du dös geb'n kunnst . . .“

„Hm! . . .“

Ganz so dumm, wie man's hätte vermuten sollen, war der Einfall nicht.

„Hm! Der Herr Hobbe? Kunstprofessor is er allerdings, aber net in Bayern. Und bis von Hannover ko i do net an Maler herb'stelln . . . Aber frag'n wer i 'n do . . .“

Natterer bedachte, daß er dabei eine schöne Gelegenheit habe, dem Herrn Kunstprofessor sein Interesse für Bildung zu zeigen.

Nach dem Mittagsschläfchen ging er ins erste Stockwerk hinauf und klopfte an der Türe der Studierstube an. Als sich nichts hören ließ, klinkte er das Schloß auf und trat ein.

Horstmar Hobbe saß zurückgelehnt in seinem Stuhle und schaute unverwandt zum Fenster hinaus.

Er war bei der Frage angelangt, ob der Intellekt die Form nur bilde, oder ob er sie erzwinge, und wenn ihn auch seine alte Blutleere im Gehirne nicht befiel, so schien doch in den Assoziationszentren der Hirnrinde eine Störung der Gehörseindrücke vorzuliegen.

Herr Natterer hustete ein paarmal ohne Erfolg, dann sagte er laut:

„Entschuldigen schon, Herr Professa ..."

Hobbe fuhr zusammen und starrte den Besucher erschrocken an.

Natterer verstand die Situation und redete möglichst laut, um den Gelehrten wach zu erhalten.

„Entschuldigen schon, Herr Professa, daß ich quasi unangemeldet bei Ihnen vorspreche, aba ich möcht mit Ihnen betreff einer Kunstsache konferieren, weil Sie betreff einer solchen Frage quasi eine Autorität sind ..."

In Hobbes Auge blitzte kein Verständnis auf, aber der Kaufmann fuhr herzhaft und unbekümmert weiter:

„Indem es sich nämlich um die Anfertigung oder beziehungsweise um die Herstellung von einem künstlerischen Panorama unseres Kurortes handelt, wie man diese betreffenden Panorama jetzt öfter sieht, zum Beispiel in diverse Bahnhöf. In der Mitten nämlich eine Totalansicht und drum herum die Nebenansichten von reizvollen Ausflugsorten und idyllischen Plätzen, und rum herum etwas Malerisches, zum Beispiel Embleme mit Alpenrosen, sozusagen einen Rahmen ..."

Hobbe hatte sich so weit gefaßt, daß er fragen konnte: „Wovon s ... sprechen Sie eigentlich?"

Natterer verstand, daß er lauter reden müsse und strengte seine Stimme an.

„Es soll also quasi von Künstlerhand ein Panorama von Altaich geliefert werden, wodurch das reisende Publikum auf die Schönheiten unserer Gegend hingelenkt wird..."

Der Gelehrte hatte den Sinn der Worte begriffen.

„Warum bes ... sprechen Sie die Angelegenheit nicht mit einem Photographen?" fragte er.

„Es soll ja von Künstlerhand geliefert werden, respektive gemalen", brüllte Natterer. „Und indem da Herr Professa in diesem Fache sozusagen eine Autorität bilden, möchte ich die Frage an Ihnen richten, ob Sie net jemand wiss'n, respektive rekommandier'n können?"

Hobbe war langsam aus den Höhen des Intellektes auf den Erdboden niedergeschwebt und stand nun darauf.

„Sie sind im Irrtum, Herr ... Herr ..."

„Natterer", ergänzte der Hausherr.

„Herr Natterer, Sie sind in einem verhängnisvollen Irrtum begriffen. Die Kunst als Seiendes, als Realität exis... stiert nicht für mich. Ich beschäftige mich nur mit den Begriffen ihrer Gesetzmäßigkeit, mit den Verhältnissen der Massenverteilung zum Rhythmus der Linien einerseits und anderseits zur Dynamik der Farbe. Ich beschäftige mich mit dem Irrationalen, mit dem Uns ... sprechbaren, nicht mit der mehr oder minder rohen Äußerlichkeit des Produktes. Die naturalistischen Dinge perhorresziere ich, und ich behandle nur die abs ... trakte Form, indem ich den latenten Rhythmus von Linien und Raumeinheiten zergliedere. Ich weiß nicht, ob Sie mich genau vers ... standen haben?"

Natterer war unverschämt genug, ja zu sagen.

„Jawoi, Herr Professa. Ich habe Ihnen durchaus verstanden ..."

„Dann müssen Sie sich selbst sagen, daß ich über derartige imitative Wiedergaben der äußeren Natur keine Auskunft geben kann, wenn und weil mich nur das latente Gesetz der Natur in seinen Beziehungen zur Kunst interessiert ..."

„Jawoi, Herr Professa. Das heißt also quasi, daß Sie neamd rekommandieren können?"

Natterer merkte, daß Hobbe sich wieder von der Erde erhob und in die kristallklare Region der Erkenntnis entschwebte.

Respektive er merkte, daß der Gelehrte sozusagen das Spinnen wieder anfing.

Darum ging er mit einem freundlichen Gruße, der nicht mehr gehört und erwidert wurde.

Als er an die Treppe kam, wurde eine Türe leise geöffnet, und Frau Mathilde Hobbe rief ihn mit gedämpfter Stimme an.

„Herr Natterer ... einen Augenblick!"

„Gut'n Tag, Frau ..."

„Ps ... s ... s ... st! Nicht so laut! Wo waren Sie eben, Herr Natterer?"

„Beim ... bei ... Ihrem Herrn Gemahl ..."

„Bei Hors ... stmar?! Um Gottes willen! Aber wie konnten Sie?"

„Entschuldigen Frau Professa, aber in betreff einer Kunstfrage ..."

„Ps ... s ... s ... st! Gott, wenn ich denke, jetzt in den Nachmittags ... stunden!"

Frau Hobbe warf einen schmerzlich erschrockenen Blick zur Decke hinauf, als sähe sie die Genien des Intellektes herum flattern, aufgescheucht durch den banalen Besucher.

„Ja no ..." sagte Natterer, „ich hab mir natürlich denkt, als Kunstprofessa ..."

„Nie mehr!" flehte Frau Mathilde. „Nie ... nie mehr!"

Sie legte den Finger an den Mund und zog sich zurück. Natterer stieg die Treppe hinunter.

Die letzte Mahnung war überflüssig, denn er hatte selber die Einsicht gewonnen, daß mit dem papierenen Deppen nichts anzufangen sei.

Es fiel ihm nicht leicht, auch nur innerlich seinen Mieter und Kunden so zu heißen, denn er war Kaufmann und schätzte eine Familie, die seine zurückgesetzten Kieler Sprotten vertilgte.

Er war bereit, einem Manne, der aus dem hohen Norden bis nach Altaich gekommen war, Ehrerbietung zu erweisen.

Aber die Wahrheit drängte sich ihm zu ungestüm auf.

•

„Weiberred'n, armes Red'n," sagte Natter zu seiner Frau. „Mit deine Einfäll derfst dahoam bleib'n. Schickt s' mi zu dem Uhu nauf mit seine ledern' Augendeckel. Der schlaft ja, wenn ma mit eahm red't! Und an Rat soll man sich von dem geb'n lass'n! Mei Liabi, wenn dir nix G'scheiters net eifallt ..."

„Was woaß denn i?" erwiderte Wally. „Auf seiner Visitenkart'n steht amal, daß er Professa is von der Kunst. Mehra hab i net g'sagt."

„Is scho recht. Aber mit deine Einfäll laßt mir mei Ruah!"

Leider ließen den Herrn Natterer auch seine eigenen Einfälle in Ruhe; er konnte sich besinnen, soviel er wollte, er fand keinen Ersatz für Konrad, und er dachte schon daran, nach Piebing zu fahren, und dem Verleger des Vilsboten sein Anliegen vorzutragen, als eines Nachmittags der leichtsinnige junge Mensch aus der Ertlmühle ohne Schuldbewußtsein seinen Laden betrat.

„Ah ... da Herr Oßwald!"

„Grüß Gott, Herr Natterer! Ich muß mich doch mal erkundigen, was eigentlich los ist. Mein Vater hat mir erzählt ..."

Natterer rieb sich freudig erregt die Hände und verbeugte sich immer wieder.

„Ich hab ja g'sagt, der Herr Oßwald kommt scho. Natürlich, a Künstler is kein G'schäftsmann, obwohl a bissel lang ... aber no, ich hab ja g'wußt, daß Sie uns net im Stich lass'n ..."

„Natürlich net. Wenn ich Ihnen behülflich sei kann. Um was handelt s sich denn?"

„Ja. Da muß ich etwas weiter aushol'n, sozusag'n ... Aber, Herr Oßwald, im Lad'n könna mir net ungeniert dischkriern ... Darf ich bitt'n?" Er öffnete die Türe zur Stube nebenan, bot aber noch geschwind dem Besuche eine Hammonia Superfina an.

Konrad saß nun dem Herrn Natterer gegenüber, der sich räusperte und zu reden begann.

„Ja also, Herr Oßwald, Sie wissen — net wahr — beziehungsweise Sie hamm selber den Aufschwung verfolgt, den wo unser Altaich genommen hat, wenn auch der Kulminationspunkt sozusag'n noch nicht erreicht is . . ."

„Sie meinen als Sommerfrische?"

„Als Luftkurort, jawohl. Sehen S', Herr Oßwald, ich will mich net selber lob'n, das is überhaupts net meine Art und Weise, aber Sie glaub'n net, was für Schwierigkeiten daß ich überwinden hab müssen, damit daß dieses Resultat erzielt worden is. Die Leute hier, wissen Sie, die hamm keinen Weitblick, die kennen Neuzeit net, und natürli, zuerst hab i da mei liebe Not g'habt. Jetzt ist ja die Konstellation besser, seitdem daß unsere Kurgäst eingetroffen sind. Bis jetzt hamm wir fünf . . . i weiß net, ob Sie unterrichtet sind?"

„Ich hab schon g'hört davon."

„Fünf sind's. Lauter bessere Leut, die natürlich den Ort in ihren diversen Zirkeln wieder empfehl'n. Mir hamm sogar einen Dichter, der wo in der Lage ist, in der Zeitung für uns einzutreten. Er wohnt beim Schwarzenbeck. Und bei mir wohnt ein Professor von der Kunstgeschichte . . ."

„So?" fragte Konrad etwas aufmerksamer.

„Ja . . . von der Kunst. Natürlich, ob er hinsichtlich einer Propaganda zum brauch'n is, möcht ich bezweifeln, indem er den ganz'n Tag studiert . . . no ja . . . und in der Post is ein Oberleitnant und ein Kanzleirat, also lauter Leute von einer besseren Gesellschaftsschichte. Das is bloß der Anfang, und mir müss'n jetzt erst recht mit der Reklame beginnen. Net wahr?"

„Ja . . . ja . . . und was soll ich . . .?"

„Glei san ma soweit, Herr Oßwald. Sehg'n S', in der Reklame muß ma vo de andern lernen. Sie hamm doch gewiß schon öfter in die Bahnhöf diese Ansichtspanorama g'sehg'n, die wo eigentli von alle bedeitenden Kurort existier'n. Zum Beispiel in der Mitt' die Totalansicht des betreffenden Platzes und drum herum die idyllischen Punkte. Ich weiß net, ob . . ."

„Ich kenn's schon, Herr Natterer, und wahrscheinlich möchten Sie, daß ich . . ."

„Freilich! daß Sie mit Ihrer Künstlerhand die Sache arraschier'n. Mir versteh'n uns scho, net wahr, Herr Oßwald? Sie müss'n halt a bissel idealisier'n, daß ma zum Beispiel das Waldgelände a bissel größer rauskommen laßt und daß ma 's Gebirg näher herzieht . . ."

„Schön. Ich will's amal versuch'n . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der Invalide.

Von **Halina Dombrowolska.**

Die weiße, lange, durch Untätigkeit und Krankheit verzärtelte Hand ergreift den silbernen Löffel. Unter der Last des Metalls zittern die schwachen Finger. Der Offizier stützt den Ellbogen auf den mit einem Tischtuch bedeckten Tisch, — er ruht aus. Er trägt eine enganliegende Uniform, deren Knöpfe alle geschlossen sind, einen ovalen Helm, an der Seite einen Säbel und Sporen.

Die Reinheit seiner Gesichtshaut steht mit der Reinheit der Linien seiner schönen, fast stolzen Gesichtszüge in Einklang. Er hat eine Adlernase, äußerst feine Nasenflügel, sein rassiges Lächeln ist immer ernst. Unter den geraden Brauen blicken kluge Augen, sie sind länglich geformt und leuchten wundervoll. Die Augen sind blau, täuschend lebendig und doch — blind.

Hauptmann Wendy war vor vielen Monaten von einer Kugel getroffen worden, die im Genick stecken blieb. Er lag nur ein paar Tage. Er bekam einen Orden, wurde befördert und erhielt einen langen Urlaub. Auf der Reise nach Hause verlor er plötzlich die Herrschaft über seine Füße, dann wurden seine Hände schwächlich und mit der Zeit Gehör und Gesicht stumpf.

Jetzt sitzt er in einem Korbstuhl auf der Terrasse des Genesungsheims und wartet auf die Wiederkehr seiner Gesundheit.

Vor ihm liegt der Garten im Sonnenschein. Steif wie Theaterdekorationen stehen auf dünnen Stämmen rundgeschnittene Apfelsinenbäume, Lebensbäume und Zypressen, die zu Kuppeln und Türmen verschnitten sind. Weiter weg sieht man ein Wasserbecken mit Schwänen. Die dunklen Bäume, gegen den Himmel betrachtet, vertiefen das Himmelsblau, so daß es saphiren erscheint.

Von den Bäumen, den Schwänen und dem Wasser hat Kasimir seine Frau Marie erzählt, die nun barmherzige Schwester ist. Er hat mit ihr auf dieser Terrasse viele Tage verbracht, doch jetzt macht sie sich gern anderweitig zu tun, um keine Zeit für ihn zu haben. Auch in diesem Augenblick unterhält sie sich mit den Offizieren, während er allein bleibt, durch sein Unglück von der Außenwelt getrennt.

Nichts dringt in sein Bewußtsein, — er langweilt sich, streckt die Hände aus, zittert und tastet mit den Fingern die auf dem Tisch stehenden Gegenstände ab. Da sind Arzneien, Schreibgerät und Reste der Mahlzeit. Er braucht sie nicht alle zu berühren, manchmal unterscheidet er die Dinge nach dem Geruch. Er nimmt ein Einmacheglas und müht sich ungeschickt ab, um eine Beere herauszuholen. Der Löffel fährt im leeren Raum hin und her und faßt nichts. Im Glase ist nichts mehr. Kasimir weiß das nicht, er glaubt, eine Kirsche herausgeholt zu haben, und führt den leeren Löffel lächelnd an den Mund. Er hat sich geirrt, ist gedemütigt. Traurig erhebt er die reinen Augen mit den starren Pupillen, die blinden Augen. Er fühlt, daß Maries Blick auf ihm ruht. Eine Apathie bemächtigt sich seiner, doch ist ihm eine Stimme unangenehm, die sich aufdringlich in sein Bewußtsein eingräbt. Undeutlich wie durch eine dicke Watteschicht hört er das Gespräch; er versteht die Worte nicht, nur das Stimmengewirr trommelt.

„Marie!" ruft er. Er will sie aus dem Kreis der sich Unterhaltenden lösen, sie soll sein Eigentum sein.

Marie kommt zu ihm. Sie ist groß, hat weite Augen, dunkle, nach den Schläfen hinausgehende Brauen. Das Schwesternhäubchen, an die Tracht einer Nonne erinnernd, umschließt eng ihre Stirn, das weiße Kleid erinnert ebenfalls an eine Ordenstracht, allgemein wird sie auch Schwester Marie genannt.

Gütig faßt sie die Hand des Hauptmanns.

„Wovon sprecht ihr?" fragt er schüchtern.

Man muß laut in sein Ohr banale Worte sprechen, gleichgültige Dinge gedrängt zusammenfassen und wie Sand auf den Sarg des schwindenden Lebens werfen.

„Wir haben nichts Besonderes gesprochen. Leutnant Romuald hat mir eine Rose verehrt, für die ich ihm dankte."

„Welche Farbe hat sie, Marie?"

Marie legt die rote Blume weg, die sie in der Hand hält.

„Es ist eine weiße Rose."

Der Militärarzt kommt über die Terrasse gegangen und begrüßt den Hauptmann.

„Wie geht es Ihnen? Immer besser, nicht wahr?"

Er eilt weiter und lächelt Marie zu, so, wie man gewöhnlich einem gesunden jungen Mädchen zulächelt; ihm folgen einige Offiziere. Kraft, Dünkel und Sorglosigkeit zeichnen sie aus. Sie sprechen von ihrem Abmarsch an die Front, niemand erscheint das gefährlich. Mit der Zeit schwächt sich der Ernst tatsächlicher Geschehnisse ab. Die Menschen meinen, daß nichts allzu Gefährliches geschehen sei und daß alles nur halb so schlimm sei.

•

Kasimir sitzt allein da, er hört das Gespräch nicht. Die Sonne scheint ihm aus den Wolken heiß aufs Gesicht und küßt seine Wangen. Nur sie ist bei ihm.

Listig stößt er wie aus Versehen mit dem Ellbogen ein Buch vom Tisch hinunter. Er will auf sich aufmerksam machen.

Marie kehrt rasch zu ihm zurück und verabschiedet sich von den Offizieren.

„Verzeih", sagt sie traurig, „daß ich weggegangen bin. Das heißt nicht, daß ich dich nicht liebe, nein. Ich liebe dich so sehr, daß es manchmal meine Kräfte übersteigt, bei dir zu sein."

Doch der Hauptmann ärgert sich gar nicht über sie, er will nur, daß sie wie jeden Tag die Schwäne füttern. Der Teich geht rechts bis zu den Stufen und dort werfen sie Brotstücke ins Wasser.

„Sind sie schon da?" fragt Kasimir neugierig.

„Ja."

„Und wer hat die Brotrinde aufgefangen? Der mit dem schwarzen Fleck auf dem Flügel?"

„Nein, ein ganz Weißer — jetzt kommt der Dritte."

So vertreiben sie sich die Zeit. Der Hauptmann lacht oft — nur Marie lacht nie.

Endlich entschließt sich Kasimir aufzustehen, er muß doch gehen lernen. Er nimmt von Marie zwei Krücken. Er zieht die Schultern hoch, die Füße schwanken unsicher zwischen den Stöcken, der bis zu den Ohren hinaufgerutschte Kragen drückt. Er ist an den Krücken ausgespannt wie an ein Kreuz. Mit Gewalt erhebt er das herabhängende Gesicht, auf dem ein Lächeln ruht, weil er den Schmerz mannhaft überwunden hat. Ermüdet setzt er sich und bittet, ihm vorzulesen.

Ihre Stimme klingt gleichmäßig und eben, Tonfarbe und Rhythmus besänftigen. Doch Marie weiß und denkt daran, daß dicht daneben, man braucht nur die Hand auszustrecken, ein kleiner Gegenstand liegt, ein zierlich gearbeitetes Ding, das fast magnetisch wirkt, ein unfehlbares Todeswerkzeug. Beim Lesen glänzen ihre Augen, und sie wiederholt in Gedanken eine hartnäckige Bewegung, einen Griff, mit dem man der Qual ein Ende machen sollte.

„Mariechen, sind wir allein?"

„Ja."

Da küßt er ihre Hand so, wie er zu tun pflegte, als er gesund war, von den polierten Nägeln bis zur Handwurzel.

„Sag, wird unser Kind, das wir erwarten", fragt Kasimir, „sehen können?"

Marie bedeckt ihr Gesicht mit den Händen, beugt sich zu ihm und schiebt zugleich die Waffe hinter die Blumenvase, um sie nicht zu sehen, um diesen Gedanken bei Seite zu schieben.

Hören die Blinden und die Tauben mit dem Herzen?

„Töte mich!" flüstert Kasimir.

Eine Gruppe von Offizieren nähert sich der Terrasse. Von weitem ruft einer etwas, sie überbringen Marie eine Einladung zu einem Abschiedsessen. Das Gesicht des Offiziers, der ihr die Einladung überreicht, ist dunkelbraun, wie eine Kastanie, sein Mund ist fleischig und dick, ein träger Ausdruck macht aus den Lippen blaßrote Raupen.

Es läutet zum Abendessen. Die Offiziere verabschieden sich von der Schwester. Wie sie am Hauptmann vorübergehen, salutieren sie schweigend.

Marie bleibt allein auf der Terrasse zurück. Links liegt ein weites Gebiet. Dahin blickt sie. Sie sieht die Leitha, den Fluß des fremden Landes, über den ein Schmetterling leicht hinüberschweben kann. Bergige, mit dunklem Grün bewachsene Hänge ziehen sich bis zum Wasser hin. Die in Gruppen stehenden Bäume sind von der Seele des Herbstes umfangen. Sonntagnachmittag der Erde. Die Felder sind abgemäht, die Apfelbäume stehen mit Früchten schwer beladen in den Gärten, glücklich, ihr Werk getan zu haben. Stille. Nur die Grillen singen ihr Liedchen. Der Abendhimmel bietet seine Stirn den Sternen dar. Träumerisches Dunkel legt sich, aus der Ferne kommend, über die Felder. Wohlige Ermüdung umfängt beglückend die Sinne.

„Mariechen, Mariechen!" ruft Kasimir.

Sie kehrt zu ihm zurück. Sie hat den roten Sonnenuntergang hinter sich, der ihre Silhouette dunkel, fast schwarz erscheinen läßt, nur ihre Augen sind hell wie der Himmel.

Der Hauptmann zieht Marie an sich, faßt ihr Gesicht mit den Händen an den Wangen und flüstert nach einer Weile vergeblichen Bemühens:

„Ich sehe nichts."

Auf Maries unbeweglichem Gesicht zeigen sich Tränen.

Sie machen bei den Lidern Halt, wie erstaunt und rollen auf die Erde. Wieder freigelassen, steht Marie ohne Eile auf, nimmt die glänzende Waffe und lädt sie.

Da übermannt Kasimir der Schlaf. Seine Allmacht zeigt sich, während er ihr zuhört und dazwischen ein Wort sagt. Der Schlaf ergreift ihn und macht ihn unbeweglich. Mit offenem Munde sitzt er da. Endlich sinkt sein Kopf auf die Brust, sein feuchter Mund ist geöffnet, unter den halbgeschlossenen Lidern sieht man unten etwas vom Weißen im Auge. Sein Atem ist kurz, er schnarcht.

Marie ist in der Nähe, ihre Hände hängen schlaff herab. Sie hat die Waffe weggelegt, sie wartet, bereit, sie zu erheben, wenn der Kranke im Schlaf sich zu bewegen anfangen sollte. Sie kann aber das geliebte, durch das Leiden verunstaltete Antlitz nicht anschauen.

Die Dunkelheit senkt sich langsam von den Bergen auf die Erde, wird im Raum blau und erscheint hier unter den Bäumen opalfarben. Die Blätter rauschen leise, viele von ihnen sind goldig, einige blutrot. Die Dämmerung bricht an. Man hört die Vesperglocke, ein Geistlicher mit eingefallener Brust eilt zur Spitalkirche, seine Soutane bildet unter den blühenden Rosen einen schwarzen Fleck. Die kranken Soldaten beten an der Schwelle vor dem Eingang zur Kapelle, blaß liegen sie demütig auf den Knien — um was bitten sie? Die Rosenkränze klappern.

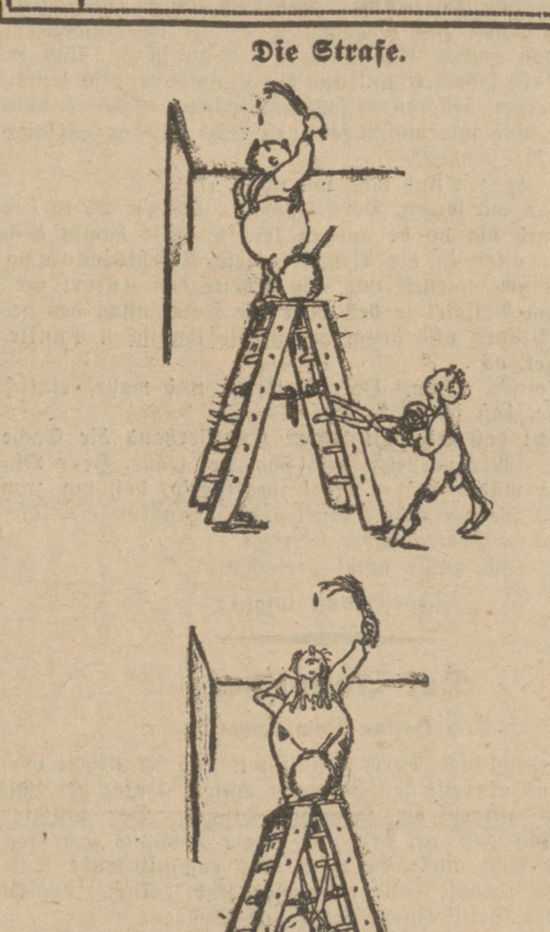
Marie hebt den Kopf und schaut auf.

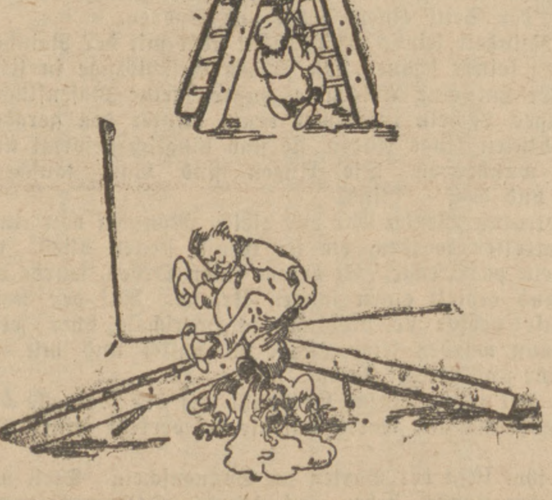
Im Mondlicht erscheint wie ein Vogel lärmend ein feindlicher Zweidecker und kreist am Himmel, schließlich wird er ein kleines schwarzes Kreuz über dem Kopf eines Verurteilten.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christians, Berlin.)

✻ Lustige Rundschau ✻

Die Strafe.





Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.